In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 5. Posen, den 6. Januar 1928. 2. Jahrg.

Der Seewolf.

Von Jack London.

26. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Aber ich habe Dutzende von Berichten Schiffbrüchiger gelesen, die es vergebens versuchten," antwortete ich.

„Nun gut," sagte Maud fröhlich, „wir sind so lange ohne Feuer ausgekommen, daß ich nicht einsehe, warum wir es nicht noch länger könnten."

„Aber denken Sie an den Kaffee!" rief ich. „Und es ist sogar guter Kaffee. Ich habe ihn Wolf Larsens Privatproviant entnommen. Und sehen Sie all das schöne Holz!"

Ich gestehe, daß mir eine Tasse Kaffee sehr not tat, und später sollte ich erfahren, daß Maud auch eine kleine Schwäche für dies Getränk hatte. Außerdem hatten wir uns so lange mit kalter Küche begnügen müssen, daß wir innerlich wie äußerlich ganz erstarrt waren. Etwas Warmes wäre uns höchst willkommen gewesen. Aber Jammern half nichts, und so begann ich, aus dem Segel ein Zelt für Maud zu machen.

Ich hatte gedacht, daß es ein leichtes wäre, da ich Riemen, Mast, Baum, Bugspriet und eine Menge Leinen hatte. Da ich aber nicht die geringste Erfahrung besaß und jede Einzelheit erst ausprobieren mußte, verging ein ganzer Tag, ehe das Zelt bereit stand, sie aufzunehmen. Und in der Nacht mußte es auch noch regnen, so daß das Wasser hineinlief, und Maud gezwungen war, wieder im Boote Schutz zu suchen.

Am nächsten Morgen grub ich eine Rinne um das Zelt. Eine Stunde später fuhr plötzlich ein starker Windstoß von der Felswand hinter uns herab, riß das Zelt um und fegte es dreißig Schritt weit über den Sand. Maud lachte über mein bestürztes Gesicht, und ich sagte: „Sobald sich der Wind gelegt hat, gedenke ich das Boot zu nehmen und die Insel zu erforschen. Es muß irgendwo eine Station mit Leuten geben. Und die Station muß von Schiffen besucht werden. Irgendeine Regierung muß diese Robben beschützen. Aber ehe ich aufbreche, möchte ich die Ueberzeugung haben, daß Sie es ein bißchen bequem haben."

„Ich möchte Sie gern begleiten," war alles, was sie sagte.

„Es wäre besser, wenn Sie blieben. Sie haben wahrhaftig genug durchgemacht. Es ist ein reines Wunder, daß Sie es überstanden haben. Sie brauchen Ruhe, und ich möchte, daß Sie blieben und sich ausruhten."

„Ich möchte Sie doch lieber begleiten," sagte sie leise, mit bittender Stimme. „Vielleicht könnte ich Ihnen ein —" ihre Stimme zitterte — „ein wenig helfen. Und denken Sie, wenn Ihnen etwas zustieße, und ich allein hier zurückbliebe!"

„Oh, ich werde sehr vorsichtig sein," erwiderte ich. „Und ich fahre nicht weit — nicht weiter, als daß ich zur Nacht zurück sein kann. Ja, wenn ich ganz offen sein soll, so hielte ich es für das beste, wenn Sie hierblieben und nichts täten, als sich auszuschlafen."

Sie wandte sich zu mir und sah mir in die Augen Ihr Blick war fest, aber doch so sanft.

„Bitte, bitte," sagte sie weich.

Ich zwang mich, hart zu bleiben, und schüttelte den Kopf. Sie sah mich immer noch erwartungsvoll an. Ich versuchte, meine Weigerung in Worte zu kleiden, aber es war unmöglich. Ich sah ihre Augen vor Freude leuchten und wußte, daß ich verloren hatte. Jetzt war es mir unmöglich, nein zu sagen.

Am Nachmittag ließ der Wind nach, und wir trafen unsere Vorbereitungen, um am nächsten Morgen aufzubrechen. Ueber Land konnte man von unserer Bucht aus nicht in das Innere der Insel gelangen, denn die Felsen erhoben sich senkrecht, schlossen den ganzen Strand ein und traten zu beiden Seiten der Bucht in das tiefe Wasser.

Der Morgen brach trübe und grau, aber still an, und ich war früh auf und setzte das Boot instand.

„Narr! Esel! Schafskopf!" rief ich, als ich dachte, daß es Zeit wäre, Maud zu wecken, aber diesmal rief ich es froh.

Ihr Kopf kam unter einem Zipfel des Segels zum Vorschein.

„Was gibt es?" rief sie verschlafen, aber doch neugierig. „Kaffee!" rief ich. „Was meinen Sie zu einer Tasse Kaffee? Heißen Kaffee? Brühheiß?"

„Du liebe Zeit," murmelte sie, „Sie haben mir einen tüchtigen Schrecken eingejagt und das ist recht schlecht von Ihnen. Jetzt hatte ich mich schon damit abgefunden, daß es keinen gäbe, und da regen Sie mich mit solchen Vorspiegelungen auf!"

„Passen Sie auf!" sagte ich.

In einer Kluft in den Felsen sammelte ich etwas trockenes Holz, schnitzte Späne und spaltete es zu Brennholz. Ich riß eine Seite aus meinem Notizbuch und nahm aus der Munitionskiste eine Schrotpatrone. Ich entfernte mit meinem Messer den Ladepropfen und streute das Pulver auf ein flaches Felsstück. Dann nahm ich das Zündhütchen heraus und legte es in die Mitte des ausgestreuten Pulvers. Jetzt war alles bereit. Maud sah vom Zelt aus zu. Das Papier in der Linken haltend, schlug ich mit einem Stein, den ich in der Rechten hielt, auf das Zündhütchen. Ein Rauchwölkchen puffte hoch, eine Flamme, und der Rand des Papiers brannte.

Das schwache Flämmchen mußte liebevoll gehegt werden, wenn es Kräfte sammeln und leben sollte. Ich nährte es mit einem Spänchen nach dem andern, dann kamen kleine Aestchen an die Reihe, bis das Feuer schließlich knisternd die größeren Kloben erfaßte. Daß wir auf eine öde Insel verschlagen würden, hatte ich nicht mit in meine Berechnung gezogen, und nun hatten wir weder Kessel noch sonst irgendwelche Kochgeräte. Ich behalf mich mit Konservenbüchsen, und so hatten wir eine ganz stattliche Reihe von Kochtöpfen aufzuweisen.

Ich kochte das Wasser, aber Maud bereitete den Kaffee. Und wie der schmeckte! Ich steuerte gebratenes Dosenfleisch, aufgeweichten Schiffszwieback und Wasser

bei. Das Frühstück gelang glänzend, und wir blieben viel länger am Feuer sitzen, als sich für unternehmungslustige Forschungsreisende streng genommen geziemt hätte, schlürften den heißen schwarzen Kaffee und erörterten unsere Lage.

Ich war ganz sicher, daß wir in einer der Buchten eine Station finden würden, denn ich wußte, daß die Rookerys an der Beringsee in dieser Weise geschützt wurden, aber Maud stellte — ich glaube, um uns vor Enttäuschungen zu bewahren — die Theorie auf, daß wir eine ganz unbekannte Rookery entdeckt hätten. Sie war jedoch gut gelaunt und wollte nichts davon hören, daß unsere Lage Anlaß zu ernsten Besorgnissen geben könnte

„Wenn Sie recht haben," sagte ich, „dann müssen wir uns darauf vorbereiten, hier zu überwintern. Unsere Lebensmittel würden nicht reichen, aber wir hätten ja die Robben. Sie verschwinden im Herbst, und ich müßte bald beginnen, uns einen Vorrat an Fleisch anzulegen Dann müßten wir Hütten bauen und Treibholz sammeln. Wir müßten auch Robbentran auslassen, um Leuchtmaterial zu haben. Ueberhaupt hätten wir alle Hände voll zu tun, wenn wir wirklich die Insel unbewohnt fänden. Aber das werden wir nicht, denke ich."

Doch sie hatte recht. Wir segelten am Winde die Küste entlang, suchten sie mit unseren Gläsern ab und landeten hier und dort, ohne eine Spur menschlichen Lebens zu finden. Wir erfuhren jedoch, daß wir nicht die ersten auf der Mühsalinsel waren. Hoch auf dem Strande der zweiten Bucht, von der unseren gerechnet, entdeckten wir das zersplitterte Wrack eines Bootes.

„Die sind jedenfalls von hier weggekommen!" sagte ich fröhlich, aber ich fühlte, wie mir das Herz sank, und ich hatte das unangenehme Gefühl, daß irgendwo auf diesem Strande gebleichte Knochen liegen mußten. Ich wollte nicht, daß Mauds Stimmung durch einen solchen Fund bedrückt würde, und so wandte ich unser Boot wieder seewärts.

Die Luft erdröhnte unaufhörlich von dem Brüllen der hunderttausend Seetiere. Maud, die mich auf die Enttäuschung vorbereitet hatte und den ganzen Tag lebhaft und munter gewesen, war am Ende ihrer Selbstbeherrschung, als wir wieder in unserer kleinen Bucht landeten. Sie bemühte sich tapfer, es mir zu verbergen, als ich aber ein neues Feuer anzündete, wußte ich, daß sie ihr Schluchzen unter den Decken in ihrem Zelt zu ersticken suchte.

Jetzt war die Reihe, den Kopf hochzuhalten, an mir, und ich spielte meine Rolle so geschickt und mit solchem Erfolg, daß ich das Lachen wieder in ihre süßen Augen und den Gesang auf ihre Lippen brachte, denn ehe sie sich niederlegte, sang sie mir etwas vor. Es war das erstemal, daß ich sie singen hörte, und ich lag am Feuer, lauschte und war hingerissen, denn sie war Künstlerin in allem, was sie tat, und ihre Stimme war zwar nicht groß, aber wunderbar süß und ausdrucksvoll.

Ich lag im Boote und starrte zu den ersten Sternen empor, die ich seit vielen Nächten sah, und überdachte unsere Lage. Ein Verantwortungsgefühl dieser Art war mir etwas ganz Neues. Wolf Larsen hatte recht gehabt. Ich hatte auf den Füßen meines Vaters gestanden. Meine Rechtsbeistände und geschäftlichen Berater hatten meine Interessen wahrgenommen. Ich selbst hatte keinerlei Verantwortung gekannt. Und jetzt befand ich mich zum erstenmal in meinem Leben in der Lage, für einen anderen Menschen verantwortlich sein zu müssen.

*

Kein Wunder, daß wir unser Eiland die Mühsalinsel nannten. Zwei Wochen mühten wir uns ab, um eine Hütte zu bauen. Maud bestand darauf, mir zu helfen, und ich hätte über ihre zerrissenen blutenden Hände weinen mögen. Aber dabei war ich stolz auf sie. Es war etwas Heroisches an dieser zarten Frau, wie sie alle Leiden ertrug und sich mit ihren geringen Kräften Aufgaben unterwarf, die sonst nur das Los einer Bauernfrau sind. Sie sammelte viele der Steine, die ich zum Bau der Mauer gebrauchte, und wollte nicht hören, wenn ich sie beschwor, sich auszuruhen. Schließlich ging sie jedoch ein Kompromiß mit mir ein und übernahm die leichten Arbeiten: das Kochen und das Sammeln von Treibholz und Moos für unsern nötigen Winterbedarf.

Die Wände der Hütte erhoben sich ohne Schwierigkeiten und alles ging leicht von der Hand, bis ich vor der Frage stand, wie ich das Dach verfertigen sollte. Welchen Zweck hatten die vier Wände ohne Dach? Und woraus sollten wir das Dach machen? Wir hatten allerdings die überzähligen Riemen. Sie konten als Sparren dienen. Aber womit sollte ich sie decken? Das Segel brauchten wir für das Boot und die Persenning ließ schon Wasser durch.

„Winters hat Walroßhäute für seine Hütte benutzt," sagte ich.

„Wir haben ja Robben," rief sie.

So begann am nächsten Tage die Jagd. Ich konnte nicht schießen und machte mich daran, es zu lernen. Als ich aber einige dreißig Patronen auf drei Robben verschwendet hatte, sah ich ein, daß unsere Munition erschöpft sein mußte, ehe ich genügend Uebung im Schießen erlangt hatte. Ich hatte acht Patronen zum Feueranmachen gebraucht, bis ich auf den Einfall kam, die glimmende Asche mit feuchtem Moos zu bedecken, denn wir hatten kaum noch hundert Patronen.

„Wir müssen die Robben mit Knüppeln erschlagen," verkündete ich Maud, als ich mich von meiner Unmöglichkeit als Schütze überzeugt hatte. „Ich habe die Robbenjäger von dieser Art, die Tiere zu töten, reden hören."

„Die Tiere sind so hübsch," hielt sie mir entgegen. „Das ist nicht auszudenken. Es ist furchtbar brutal, so ganz anders als Schießen."

„Das Dach muß gemacht werden," sagte ich grimmig. „Der Winter steht vor der Tür. Es handelt sich einfach darum: Wir oder sie? Es ist ein Unglück, daß wir nicht mehr Munition haben, aber ich glaube übrigens, daß sie weniger leiden, wenn sie mit dem Knüppel niedergeschlagen, als wenn sie zusammengeschossen werden. Zudem werde ich ja das Niederschlagen besorgen."

„Das ist es ja gerade —" begann sie eifrig, um in plötzlicher Verwirrung abzubrechen.

„Natürlich," begann ich, „wenn Sie vorziehen — —"

„Aber was soll ich denn tun?" unterbrach sie mich mit dieser Sanftmut, der ich, wie ich wohl wußte, nicht widerstehen konnte.

„Holz für das Feuer sammeln und das Essen kochen," erwiderte ich leichthin.

Sie schüttelte den Kopf. „Es würde zu gefährlich für Sie sein, die Tiere allein anzugreifen. — Ich weiß," kam sie meinen Einwänden zuvor. „Ich bin nur eine schwache Frau, aber gerade meine geringe Hilfe kann unter Umständen ein Unglück verhüten."

„Aber das Töten," warf ich ein.

„Natürlich, das werden Sie besorgen. Ich werde wahrscheinlich schreien. Ich werde fortblicken, wenn —"

„Wenn die Gefahr am höchsten ist," lachte ich.

„Ich werde selbst bestimmen, wann ich hinsehen muß und wann nicht," sagte sie ein bißchen von oben herab. Das Ende war natürlich, daß sie mich am nächsten Morgen begleitete. Ich ruderte an die anstoßende Bucht und ganz an das Ufer, wo die brüllenden Robben zu Tausenden lagen — wir mußten förmlich schreien, um uns einander verständlich zu machen.

„Ich weiß, daß man sie mit Knüppeln erschlägt," sagte ich mit einem Versuch, mich anzufeuern, indem ich zweifelnd auf einen großen Bullen blickte, der, keine dreißig Fuß entfernt, sich auf die Vorderflossen erhob und mich aufmerksam betrachtete. „Aber die Frage ist, wie?"

„Lassen Sie uns Tundragras sammeln und das Dach damit decken," sagte Maud.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich wurde und wie ich bin.

Von Sinclair Lewis.

(Nachdruck verboten.)

Mr. Joseph Hergesheimer, ein amerikanischer Autor, dem ich Europa besonders empfehle, weil er frei von jenen soziologischen Gelüsten ist, die so viele Schriftsteller wie mich quälen, sagte einmal in einer kurzen Selbstbiographie, es wäre wirklich nichts vom Menschen Hergesheimer zu berichten, was nicht bereits in den Charakteren seiner Romane dargestellt worden sei. Und dies ist für jeden Romancier zutreffend, ob er nun begabt oder unbegabt ist — wenn er ein ernster Arbeiter ist.

Es stimmt nicht beim literarischen Taglöhner. Im Privatleben ist der Lohnschreiber oft ein charmanter Mann, ein Sehender, ein Kamerad seiner Kinder, erträglich für seine Frau, ein ausgezeichneter Pokerspieler und ein hervorragender Wochenendkoch, trotz der saftlosen jungfräulichen Heldinnen und der pompös patriotischen Helden, die er erschaffen hat.

Mr. Hergesheimers Behauptung darf ich für mich in Anspruch nehmen. Ob meine Bücher irgendeinen Wert haben oder nicht, weiß ich nicht und bekümmert mich nicht sehr, nachdem ich die etwas erschöpfende Aufregung, sie zu schreiben, gehabt habe. Aber — gut oder nicht — in ihnen ist alles enthalten, was ich dem Leben entnehmen, oder was ich zum Leben bringen konnte.

Es gibt tatsächlich keinen Sinclair Lewis, über den selbst dieser fleißige Schmierer schreiben könnte, abgesehen davon, was in seinen Charakteren enthalten ist. All seinen Respekt vor Wissen, Rechtschaffenheit, Genauigkeit und vor den Möglichkeiten menschlicher Vollendung findet man nicht in dem ziemlich hektischen und übertriebenen Menschen, den seine Busenfreunde sehen, sondern in seinem Porträt des Professors Max Gottlieb in „Arrowsmith". Der Großteil seines Vermögens, ergeben zu lieben und Freund zu sein, ist in Leora im selben Roman aufgegangen und in der Erzählung von George F. Babbitts Zuneigung zu seinem Sohn und seinem Freund Paul — der Großteil, aber dem Himmel sei Dank, nicht alles, denn es ist eine der wenigen Tugenden von Lewis in eigener Person, daß er einigen wenigen Freunden, Männern und Frauen zugetan bleibt und sie fast kindlich bewundert. Und was für Möglichkeiten für harte hagere Lindbergh-Courage dieser Lewis, dieses Produkt der Pionierwälder und Weizenfelder von Minnesota, einst gehabt haben mag, ist scheinbar alles aufgegangen in der Schilderung solcher Charaktere wie „Hawk" Ericson (jener Aviatiker, der so merkwürdig Lindbergh ähnelt, obwohl er vor einem Dutzend Jahren erschaffen wurde) in „Trail of the Hawk", oder des resoluten Landarztes Will Kennicott in „Mein Street" oder Frank Shallard, der bebend, aber unnachgiebig den grausamen Fanatikern in „Elmer Cantry" gegenübertritt. In seinem Privatleben verfügt der Mann über keinen Tropfen solcher Zivilcourage. Er zittert auf den Drahtseilbahnen in den Schweizer Bergen, in Automobilen, die über nasses Pflaster sausen, auf Schiffen, die Schrecken stöhnen im Binnenseenebel.

Ich schwelge bestimmt nicht in jener vorgeschützten Bescheidenheit, die ein verkehrtes und irritierendes immer von sich selbst Reden ist . . . dieses: „Sieh mich an, ich bin so edel, daß ich selbst zugeben kann, daß ich nicht edel bin." Noch will ich andeuten, daß hier ein Fall vorliegt, der wegen seiner Sonderbarkeit interessant ist. Das kommt häufig vor. Ich kenne einen Romancier, der in jenem wirklichen und hemmungslosen Teil seiner selbst, in seinen Romanen, mit authentischer Eindringlichkeit eine hohe, freie, leidenschaftliche, beschwingte Liebe zwischen Männern und Frauen schildert, der aber im Privatleben immer herumkriecht und um die Ecken lugt, genau so erbärmlich wie nur irgend ein Beamter, der in seinem Boarding-House nach romantischer Liebe hungert. Ich kenne einen andern, der in seinen Büchern nichts als Stärke und erhebende Schönheit ist, doch im Privatleben sitzt er beim Kamin, geschwollen, fett und ärgert sich über Kleinigkeiten. Und ich kenne ziemlich viele Schriftsteller, die finden, die beste Inspiration für ihre Erzählungen von herber Selbstbeherrschung sei durch eine Flasche Whisky zu erlangen.

Nein! Wenn der laienhafte Durchschnitts-Leser klug wäre, so würde er verzweifelt die Begegnung mit den meisten seiner Lieblingsautoren meiden. Und dieses geistliche Geheimnis, das ich so unprofessionell verrate, macht es erklärlich, warum die Biographien von Schriftstellern schmerzlich öde wären, wenn sie ehrlich geschrieben sein würden.

Man betrachte das Subjekt dieser besonderen Biographie — Sinclair Lewis.

Es hat im Privatleben nie einen weniger anziehenden oder bewunderungswürdigen Gesellen gegeben — mit Ausnahme einiger Leute, die ihn aus Perversität oder weil sie seine Gespräche unterhaltsam finden, gern haben. Dieses eine: Sprechen nämlich, versteht er meisterlich, wenn auch nur in gewissen seiner unbedeutend geschwätzig hysterischen Phrasen. Er imitiert einen amerikanischen Babbitt, der mit seinem Auto prahlt, einen Schweden oder einen Yankee, der deutsch spricht, einen Universitätsprofessor, der gewichtig über nichts im besonderen spricht.

Ein gelegentlicher Zuhörer ist entzückt und ruft aus: „Dieser Lewis gibt uns das Innerste eines Charakters und dadurch das einer Zivilisation."

Aber man lobt den Mann z u s e h r. Wenn man ihn gut genug kennt, findet man, daß er diese Salonkunststücke immer und stets wiederholt, genau so kindisch wie die Dorfclowns in seinem eigenen Roman „Main Street". Und jedenfalls übt er sich damit nur, macht nur eine Skizze für den nächsten Charakter, den er malen wird. Wenn er in solchen fast lustspielartigen Stimmungen ist, scheint er unerträglich rücksichtslos gegenüber der Tatsache daß andere in der Gesellschaft hie und da gern sprechen möchten. Er reitet sie nieder, verwirrt sie und begräbt sie in den Fluten seiner lauten Komödie. Augenscheinlich kann er nur so auf sie einen Eindruck machen. In den Tiefen wissenschaftlicher Unterredungen, im Geben und Nehmen wohlerzogener weltlicher Plauderantworten, in tatsächlich ernsten und gelehrten Kunstgesprächen — sogar wenn von seinen eigenen Schriften gesprochen wird — ist der Kerl stumm wie ein Fisch.

Außer einer gewissen dauernden Zuneigung für seine Freunde und dieses Unterhaltungsfeuerwerks scheint mir der Mann keine Tugenden zu haben, mit Ausnahme eines wirklichen wilden, fast rücksichtslosen Hasses gegen Heuchelei — gegen zum bloßen Schein im Selbstinteresse geschwätzte leere Worte. Und das mag überhaupt keine Tugend sein, sondern nur eine von Neid eingeflößte Weise, Leute zu ärgern, indem man ihre vielen hervorragenden Eigenschaften ignoriert und ihre wenigen Laster, denen sie aus Gewöhnung und ökonomischer Notwendigkeit verfallen sind, hervorhebt.

Ebenso haßt er Politiker, die unter dem Mantel von windiger und baraler Rhetorik lügen, terrorisieren und stehlen, Doktoren, die unnötiger- aber sehr einträglicherweise ihre Patienten davon überzeugen, daß sie krank sind; Kaufleute, die über ihre Waren falsche Angaben machen, Fabrikanten, die als Philantropen posieren, während sie ihre Arbeiter unterzahlen; Professoren, die in Kriegszeiten den Beweis zu erbringen versuchen, daß die Feinde alle Teufel sind und Romanciers, die sich fürchten, das zu sagen, was ihnen als Wahrheit erscheint. Ja, aber dabei ist dieser Lewis beinahe noch derart durch und durch Methodist oder Lutheraner, daß er weitaus lieber die Kirchenhymnen seiner Kindheit als die besten Trinklieder der Welt singen würde, und ist von Geistlichen, die dumme Mätzchen auf der Kanzel erzählen und davor zurückschrecken, je öffentlich ihre verwirrenden Zweifel einzugestehen, derart toll gemacht worden, daß er riskiert, all die guten Freunde, die er einst unter den Geistlichen hatte, durch die Angaben in „Elmer Cantry", das jetzt im Ernst Rowohlt-Verlag, Berlin, deutsch erscheint, zu verlieren.

Aber abgesehen von diesen drei Tugenden — wenn es solche sind, — ist der Mann ein äußerst unbedeutender und nicht aufregender Einsiedler. Groß, linkisch, mit widerspenstigem Haar, langnasig, weder elegant noch malerisch unordentlich angezogen, ein Yorkshire-Freisasse ohne des Bauern Kraft und ohne einen Schuß Stallduft, ist er eine ganz und gar unromantische Gestalt. Er hat keine Steckenpferde, außer, daß er gern phantasielos zu bekannten und interessant gefahrlosen Touristenzentren reist. Und er spielt nicht. Er hat niemals in seinem Leben Bridge, Golf, Mah-Jong oder Billard gespielt; Tennis spielte er buchstäblich wie ein achtjähriger Junge; sein Schwimmen beschränkt sich auf ein furchtsames Paddeln in Strandnähe; und selbst beim Autolenken entwickelt er so viel Schneidigkeit und Schnelligkeit wie ein achtzigjähriger Erzdiakon mit falschen Zähnen und Rheumatismus, trotzdem er aus einem Land kommt, in dem es zumindest 60.000.000 geübte Chauffeure geben muß.

Er verabscheut feine Abendgesellschaften. Während er dem freundlichen Schnurren netter Matronen lauscht, wird er sowohl von Langweile wie auch von Unbehagen befallen. Und in Europa, selbst in Paris verbrachte Jahre haben nicht dazu beigetragen, bei ihm den erlesenen Geschmack eines feinen Schleckers hervorzurufen. Er ist (jedoch ohne des Barbaren Stärke) ein Barbar in den Tafelkünsten. Er zieht Whisky und Soda dem edelsten Wein vor; häufig begeht er jene am wenigsten zu entschuldigende amerikanische Schändlichkeit, — Zigaretten zwischen den Gängen eines vollendeten Diners zu rauchen. Und er prahlt. Im Schreiben mag er ja bescheiden erscheinen, aber wenn er schwätzt und nicht achtgibt, so erzählt er lästig lang, was für Dummköpfe all die Kritiker sind, die ihn kritisieren.

Der Mann ist jetzt zweiundvierzig Jahre alt. Er sieht, wenn er nicht zu lange aufgeblieben ist (was leicht vorkommt, da er immer und ewig spricht und spricht), etwas jünger aus, weil er mager ist. Er wurde Sohn und Enkel von Landärzten, in jener Sorte von schlenkrigem Prairiedorf geboren, wie er es in „Main Street" beschrieben hat: ein Dorf von niedrigen Holzläden, von Häuschen, deren jedes in einem kleinen Garten ziemlich schöner Bäume stand, der Weizen unabsehbar ein goldenes Meer.

Seine Jugend war durchaus gewöhnlich — Schulgang, Schwimmen im Sommer, Entenjagd im Herbst, Schlittschuhlaufen im Winter, dazu noch solche Haushaltarbeiten wie Holz sägen für den Ofen und die Seitenwege vom hohen Schnee des ferngelegenen Nordlands säubern. Es war eine alltägliche Jugend, mit Ausnahme einer Liebe zum Lesen, welche in diesem jungen neuen Städtchen nicht sehr häufig war. Er schwelgte in Dickens, Walter Scott, Washington Irving.

Zweifellos hat diese Lesegewohnheit zum Schreiben geführt. Er begann als wilder Romantiker. Seine ersten Leistungen waren gänzlich in Versen — banale und nachgeahmte Verse und galten alle Troubadoren und Schlössern, wie er sie weise von der Anhöhe eines Minnescota-Prairiedorfes geschaut hatte. Es ist komisch, daß er später in Gegenden, in denen Schlösser und die Erinnerung an Troubadoure tatsächlich existierten — in Kent und Cornwall, Fontainebleau, London und Rom — von Minescota-Prairiestädtchen schreiben sollte!

Lewis hatte eine ungemein l e i c h t e Jugend. Keine malerische Chronik kann von mutigen Kämpfen gegen Armut und Nichtbeachtung vermelden. Sein Vater schickte ihn auf die Yale-Universität;

später wurde er Zeitungsberichterstatter, Herausgeber eines Magazins und literarischer Ratgeber für Verleger. Zwischendurch gab es ein paar Abenteuer und ein paar magere Jahre, aber sie waren nur amüsante Zwischenfälle seiner Jugend. Er ging als Portier zu einer radikalen Genossenschaft und erwies sich als gänzlich untauglich für diese Stellung. Er ging nach Panama, als dort der große Kanal gegraben wurde, und hoffte in diesem malerischen Dschungel eine Arbeit zu finden. Er fuhr nach Panama im Zwischendeck und zurück als blinder Passagier ohne eine Arbeit gefunden zu haben! Anderthalb Jahre lebte er in Kalifornien; teilweise in einem Häuschen in der Nähe der Küste des Stillen Ozeans, lebte vor geborgtem Geld und versuchte gemeinsam mit dem amerikanischen Dichter William Rose Benet kurze Geschichten zu schreiben; verrichtete (und das sehr schlecht) Zeitungsarbeiten in San Francisco.

Aber von 1910 bis Dezember 1915 war er ein sehr prosaischer und nicht unternehmungslustiger Herausgeber in Neuyork, gewann eine Frau und die Ueberzeugung, daß er niemals etwas Phantasiereicheres als Ankündigungen für schlechte Romane werde zustandebringen können — obwohl in Amerika solche Ankündigungen tatsächlich überaus phantasiereich sein können. Es gelang ihm mit Schwierigkeiten zwei Romane zu schreiben: „Our Mr. Wrenn" und „The Trail of the Hawk", und zwar an Abenden nach seiner Tagesarbeit als Herausgeber; aber die Romane erwiesen sich als finanzielle Fiaskos und wurden von der Kritik zuerst nicht beachtet.

Eine humoristische Geschichte, die er zum Scherz schrieb und ohne zu erwarten, daß sie je veröffentlicht werden würde, öffnete ihm die Türen der „Saturday Evening Post", und in ein paar Monaten hatte er genügend Geld erspart — konnte seine Stellung aufgeben und mit der freien Schriftstellerei beginnen.

Das war im Dezember 1915, und seither ist er immer herumgewandert, per Eisenbahn, Auto, Dampfer oder zu Fuß. Natürlich wird er stets beglückwünscht, daß er so die Welt nach Informationen durchjagen kann, und natürlich reist er aus keiner so schätzenswerten Ursache, sondern nur weil er von der Wanderlust befallen ist, die eines der zehrendsten Leiden ist. In diesen elfeinhalb Jahren war die längste Zeit, die er an einem Ort zubrachte, 9 Monate in London. Er ist mit dem Auto durch fast jeden Staat in Amerika gefahren. Er hat Europa gesehen, von Berlin bis hinunter nach Sevilla und Athen. Er hat Wochen in Nordkanada verbracht, 200 Meilen von jeder Bahnstrecke oder fahrbaren Landstraße entfernt. Er zog durch Westindien nach Venezuela und Kolumbien. Aber inzwischen hat er elf Bücher geschrieben und einige Dutzend kurze Geschichten und Aufsätze, denn es ist ihm möglich, sich in einem fremden Zimmer in einer fremden Stadt niederzulassen und innerhalb dreier Stunden ernstlich an der Arbeit zu sein. Während er schreibt, ist es ihm ganz gleichgültig, ob seine Schreibmaschine neben einem Fenster steht, das auf die Fifth Avenue, einen Londoner Nebel oder auf einen stummen Berg Ausblick gewährt.

Er denkt jetzt vag an den Orient — an Indien, Java, Japan, woraus zu ersehen ist, daß seine Wanderlust unheilbar ist.

Ein öder Bursche, dessen Wert — wenn er welchen hat — nur er daheim bleiben und sich von seinen eigenen Visionen inspirieren lassen, statt sich durch neue Straßen, neue Berge, neue Gesichter aufrütteln zu lassen.

Ein öder Bursche, dessen Wort — wenn er welches hat — nur in seinen Büchern zu finden ist.

(Einzig berechtigte Uebertragung von Carl Ehrenstein.)

Gedenktage.

6. Januar.

Ein Meister des Essays, Hermann Grimm, dessen hundertsten Geburtstag man am 6. Januar feiert, lebt zwar nicht so allgemein im Volksbewußtsein fort wie sein Vater Wilhelm und sein Onkel Jakob, die Märchenbrüder Grimm; aber Kennern der Literatur und Liebhabern zumal der essayistischen Form, ist Hermann Grimms Werk noch heute wertvoll und vertraut. Der Sohn Wilhelm Grimms ist in Kassel geboren und war seit 1873 Professor in Berlin, wo er am 16. Juni 1901 starb. Er war verheiratet mit Gisela von Arnim, der Tochter Achims und Bettinas von Arnim. Hermann Grimm trat zuerst mit Novellen 1856 hervor, und schon hier, wie in dem großen Roman „Unüberwindliche Mächte" (1867), fesseln mehr stilistische Feinheiten und geistvolle Einfälle als die Erzählung als solche. Hebbel, der von Uechtritz auf die Novellen aufmerksam gemacht worden war, notierte sich eine Stelle in sein Tagebuch: „Es war, als wäre mein Körper eine große Kehle und die Welt eine Faust, welche sie zuschnürte." Und Hebbel bemerkt dazu: „Ungeheuerste aller Metaphern." Sein eigentliches Gebiet aber fand Grimm im Essay, und seit 1859 erschienen diese in vollendeter Form vorgetragenen Prosaarbeiten über die unterschiedlichsten Gegenstände in mehreren Sammlungen. Hier konnte der „Virtuos der Subjektivität", wie ihn Richard M. Meyer genannt hat, alle Lichter spielen lassen, der Dichter in ihm vereinte sich hier mit dem Gelehrten zu vollkommener Harmonie. Und ästhetische Reize sind es denn auch, die Grimms große biographische Werke auszeichnen: „Das Leben Michelangelos" (1860), „Raffael" (1872), „Homer" (1890), vor allem aber die Vorlesungen über „Goethe" (1876), durch die Grimm in einer Goethe-fernen Zeit nachdrücklichst auf den Dichter hinwies und dem kommenden tieferen Verständnis und der ernsteren Goethe-Forschung vorarbeitete.

9. Januar.

Erinnert man am Todestag Wilhelm Busch', der am 9. Januar 1908 starb, an des Meisters Leben und Werk, so kann man nichts Besseres tun, als auf seine eigene Lebensbeschreibung verweisen, und im übrigen nur wünschen, daß sich jeder wieder einmal den „Humoristischen Hausschatz" und all die kleinen Schriften und Bilderbücher vornehme, in denen Busch lebendig geblieben ist. Busch war am 15. April 1832 in Wiedensahl (Hannover) geboren, „als der Erste von Sieben". Die polytechnische Schule in Hannover bezog er, „16 Jahre alt, ausgerüstet mit einem Sonett und einer ungefähren Kenntnis der vier Grundrechnungsarten". Seine malerischen Fähigkeiten bildete er danach in Düsseldorf, Antwerpen und, nach einem Aufenthalt in der Heimat, in München, und hier trat er zuerst mit einer seiner nachmals so berühmt gewordenen Bildergeschichten in den „Fliegenden Blättern" 1859 hervor. Uebrigens fanden die größeren Bildergeschichten keineswegs sogleich den Beifall, der uns heute selbstverständlich erscheint. Gerade der heute noch populäre „Max und Moritz" soll manche Irrfahrt von Verlag zu Verlag gemacht haben, ehe er 1865 bei Braun & Schneider in München erschien. Satirische und heiterunpolemische Bücher erschienen dann in rascher Folge — man braucht nur an die „Fromme Helene" und „Pater Filucius" oder an „Herrn und Frau Knopp" zu erinnern. Gewiß sehen wir heute schon manches Bild mit kritischen Augen an, und einem veränderten Geschmack im Bildwitz wird diese und jene Geschichte Busch' matt erscheinen. Aber unversehens überrascht dann doch immer wieder eine besonders drastische Situation, ein paar Linien schaffen unvergleichliche Gestalten, und immer noch zündend ist der Witz parodistischer Verse wie jener oft zitierte:

„Es ist ein Brauch von alters her:
Wer Sorgen hat, hat auch Likör."

oder:

Musik wird oft nicht schön empfunden,
Weil sie stets mit Geräusch verbunden."

Ueber alledem soll man aber nie die ernsteren Gedichte Busch' vergessen, die noch stärker als manches Bildergedicht den Freund Schopenhauerscher Schriften erkennen lassen. „Kritik des Herzens" und „Zu guter Letzt" enthalten Verse, deren Witz und Tiefe gleichermaßen fesseln. Am 9. Januar 1908 ist Busch in Mechtshausen bei Seesen gestorben. Künstlerischer Nachlaß und Briefe erschienen im gleichen Jahr, und später folgte manches biographische Werk, das diesem volkstümlichen Malerpoeten und großen Humoristen nachspürte. Sein Werk ist lebendig.

Aus aller Welt.

Frau Perchta, die Gattin des Pilatus. Der Dreikönigstag steht im Aberglauben des süddeutschen und österreichischen Gebirgsvolkes merkwürdigerweise mit einer Gestalt in Zusammenhang, die mit den drei Magiern aus dem Morgenlande nicht das mindeste zu tun hat, nämlich mit Frau Perchta, der Sagengestalt aus grauer Vorzeit, die während der zwölf Rauhnächte — deren letzte die Vornacht vor Dreikönig ist — durchs Land zieht. In einigen versteckten Dörfchen Tirols wird nun in bezug auf Frau Perchta ein ganz besonders eigenartiger Brauch geübt. Am Vorabend des Dreikönigstages zieht eine Frau, geleitet von einer Schar Kinder, herum. Diese Frau, die man zwar als „Frau Perchta" bezeichnet, stellt aber gleichzeitig auch die Gattin des — Pilatus vor, während die Kinder, die hinter ihr herziehen, jene Kinder darstellen sollen, die ohne Taufe sterben mußten. Diese Kinder stehen nämlich unter dem besonderen Schutz der Frau des Pilatus, die, weil sie einst auch für Christus bat, als Schützerin der Kinder gilt.

Die sibirische Eiswüste. Nach den neueren russischen wissenschaftlichen Untersuchungen erstreckt sich die Eisdecke in Sibirien auf ein Gebiet von 5 Millionen Quadratkilometern, also eine Fläche, die halb so groß ist wie Europa. Bei Quellenbohrungen in Jakutsk stieß man erst in einer Tiefe von 130 Metern auf Erdboden.

70 000 Mark für ein Meßbuch. Bei einer Versteigerung alter Manuskripte erbrachte ein Ostfranzösisches Meßbuch aus dem 13. Jahrhundert einen Kaufpreis von 3500 Pfund Sterlinge. Dasselbe umfaßt 104 Blattseiten, mit gotischer Schrift beschrieben. Jede Seite hat zudem noch sieben Miniaturbilder. — Ein Manuskript von „Tristan" erbrachte 520 Pfund Sterlinge (10 400 Mark). Dieses ist aus dem 14. Jahrhundert; es umfaßt 523 Blattseiten in gotischer Schrift und 52 Miniaturbildchen. Es ist die vollständigste Schrift von „Tristan", die überhaupt bekannt ist.

Fröhliche Ecke.

So einer ist Marius. Marius erzählt: „Laßt euch erzählen, liebe Freunde, wie ich mich einst aus großer Lebensgefahr errettete. Ich wandelte gerade am Nil entlang, da stürzte ein fürchterliches Krokodil auf mich zu. Was tat nun euer tapferer Marius? Nun! Ich ergriff mit der einen Hand den Oberkiefer des Ungeheuers, mit der anderen Hand ergriff ich den Unterkiefer des Ungeheuers, riß ihm das entsetzliche Maul auf und hielt es so lange offen, bis das scheußliche Tier verhungert war!"

Alles zu seiner Zeit. „Aber um Himmels willen, Elvira," sagt die Gnädige zu ihrem Kammermädchen, „hören Sie doch mit diesem gewöhnlichen Liedchen, diesen Gassenhauern auf." — „Ja, wollen denn gnädige Frau, daß ich aus „Aida" oder „Rigoletto" singe, während ich Stiefel putze? Das hebe ich mir auf für die Zeit, wo ich das Silberzeug reinige."

Verantwortlich: i. V. Guido Baehr, Poznań.